

Ehemalige Zwangsarbeiter

aus Weißrussland

besuchen Lüneburg

im Sommer 2006

eine Dokumentation

Wir sind keine Gegner

Ehemalige weißrussische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Lüneburg:  
9. – 17. Juli 2006

In einer russlanddeutschen Familie, die drei Gäste aus Weißrussland eingeladen hatte, erzählten wir uns von unseren Lebenserfahrungen. Taissija, 69 Jahre alt, hatte berichtet. Sie war als Sechsjährige mit der Mutter nach Lüneburg gebracht worden. Der Zaun um das Wohnlager hatte sie nicht hindern können, mit Lüneburger Kindern zu spielen. Dann, nach der Befreiung 1945: die Fahrt zurück nach Witebsk, bis heute ihr Wohnort in Weißrussland. Sie macht eine Pause, schaut in die Runde und sagt: Wir sind keine Gegner.

Freundlich, dankbar und zurückhaltend – so begegneten uns unsere Gäste. Wenn sie von schlimmen Erfahrungen in Lüneburg vor 60 Jahren erzählten – Hunger, Schläge – dann nur kurz. Als wir nach einer Woche uns verabschiedeten, waren wir alle überzeugt: es war eine wichtige Erfahrung. Der Austausch von Erlebnissen und Erfahrungen hat zu Kontakten geholfen und hat Wege zur Verständigung und Freundschaft geebnet.

Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Lüneburg hatte ehemalige weißrussische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter eingeladen. Die Minsker Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“ hatte uns 2005 mitgeteilt, dass in ihrer Kartei noch 28 lebende ehemalige Zwangsarbeiter geführt sind. Diesen Personen wurde unsere Einladung geschickt. Die Rückantworten ergaben dann die Zahl der Besucher: Neun Personen nahmen die Einladung an. Davon waren vier um die 80 Jahre alt, die anderen waren als kleine Kinder nach Deutschland gebracht worden; Galina war in Köln geboren worden und musste mit der Mutter nach einigen Monaten nach Lüneburg, weil die Kölner Baracke niedergebrannt war. Zu den genannten neun kamen noch vier Personen für die Begleitung.

Unsere Gäste kamen mit dem Flugzeug von Minsk nach Frankfurt und dann mit dem Zug nach Lüneburg. Untergebracht waren sie im Hotel „Stadthaus“, am Sande. Das Besuchsprogramm hätten wir nicht ohne Unterstützung und Hilfe von vielen freundlichen Menschen durchführen können.

Wir bedanken uns herzlich bei:

Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin, für die Übernahme der Fahrtkosten von etwa 4000 Euro;

Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“, Minsk, für alle vorbereitenden Arbeiten in Weißrussland;

Lüneburger Bürgerstiftung, die uns 1000 € für das Begegnungsprogramm geschenkt hat; Lüneburger Wohnungsbau, Kirchengemeinden in der Stadt und im Landkreis Lüneburg und Einzelpersonen, die zusammen fast 4000 € gespendet haben;

Kirchenkreisamt des Evangelischen Kirchenkreises Lüneburg, das die Spenden verwaltet und die Abrechnungen erledigt;

Arbeiterwohlfahrt und Awocado, die schon zum dritten Mal Räume und Mittagessen zur Verfügung gestellt/gespendet haben;

Salzmuseum und Stadt Lüneburg, die Besuche und Begegnungen ermöglicht haben;

Evangelische Familienbildungsstätte, die uns Räume zur Verfügung gestellt hat;

Wilhelm Raabe Schule, die 10. Klassen vorbereitet und so ein intensives Gespräch zwischen den Generationen ermöglicht hat;

„Dolmetscherinnen und Dolmetscher“, die Briefe und Gespräche übersetzt haben: Frau Frank, Frau Wiens, Frau Firus, Frau Maile, Herr Berg, Herr Bröckel, Herr Zobel;

Natalia Skitova, Minsk, die in Lüneburg fast pausenlos übersetzt und die Gruppe begleitet hat.

Im Arbeitskreis „Zwangsarbeit“, der den Besuch vorbereitet und begleitet hat, arbeiten neun Mitglieder aus folgenden Organisationen mit: Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Geschichtswerkstatt und Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten:

Inga Altscher  
Maren Hansen  
Bärbel Martens  
Eva Maria Merkel  
Gudrun Siegloff  
Hildegard Sieland  
Peter Asmussen  
Harry Dörr  
Johannes Schmidt

Für den Arbeitskreis: Harry Dörr

Lüneburg, den 31. August 2006



Die Besuchsgruppe der ehemaligen weißrussischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter

Dominitich, Alexandr aus Borissow

Krupskaja, Taissija aus Witebsk

Kulak, Iwan aus Schteschitzy

Lasakowitsch, Maria aus Kirowisa

Leschkewitsch, Wassilij aus Olpenj

Pestrikow, Walerij aus Gomel

Petrowskaja, Galina aus Novopolotzk

Petruscha, Larissa aus Kirowisa

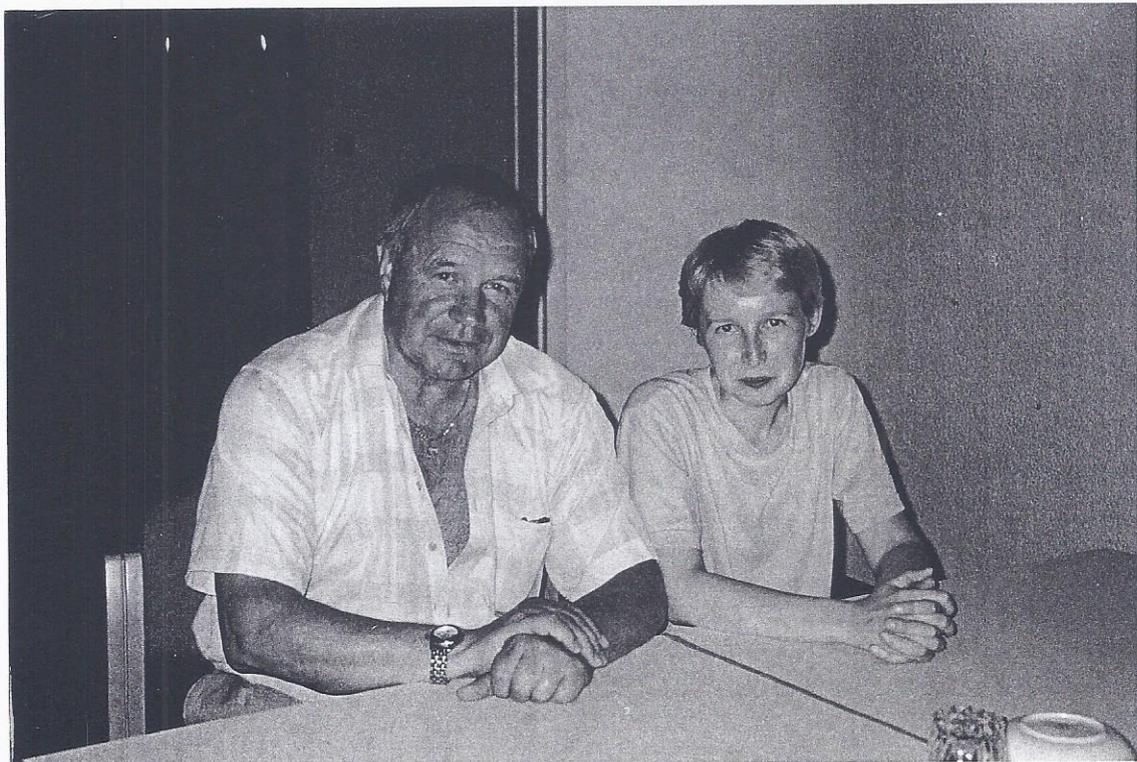
Schanjkowa, Polina aus Minsk

Schanjkowa, Nadesha aus Minsk

Schemetillo, Wladimir aus Minsk

Kossenkow, Gennadij (Leitung) aus Minsk

Skitova, Natalja (Dolmetscherin) aus Minsk



Besuch der ehemaligen weißrussischen Zwangsarbeiter: 9. – 17. Juli 2006  
Programm

Sonntag, 9. Juli 2006

Anreise: Flug an Frankfurt: 14 Uhr

Zug ab Frankfurt: 16.42 Uhr

Zug an Lüneburg: 20.10 Uhr; anschließend Fahrt zum Hotel "Stadthaus"

Montag, 10.7.

10 Uhr: Absprache Programm: Raum in der Familienbildungsstätte

Mittagessen, 12.30 Uhr: Hägfeld

15 Uhr: Stadtbesichtigung zu Fuß

Abendessen, 18 Uhr: Sandkrug

Abend: frei

Dienstag; 11. 7.

10 Uhr: W. Raabe – Schule

Mittagessen, 12.30 Uhr: Hägfeld

15 Uhr: Ilmenau-Fahrt

Abendbrot und Abend: : private Einladungen in vier Familien

Mittwoch, 12.7.

10 Uhr: Salzmuseum (mit Führung)

Mittagessen, 12.30 Uhr: Hägfeld

14 Uhr: Rathaus: Empfang und Besichtigung

Abendessen, 18 Uhr: Sandkrug

19.30 Uhr, Katzenstr .2, AWO: Begegnung und Gespräch

Donnerstag, 13.7.

10 Uhr: Besuch der ehemaligen Arbeitsplätze

Mittagessen, 12.30 Uhr: Hägfeld

16 Uhr: Interviews in der Familienbildungsstätte und Kleiderkammer des  
Diakonischen Werks

Abendbrot, 18 Uhr: Sandkrug

Abend: frei

Freitag, 14.7.

8.30 – 10 Uhr: Kleiderkammer des Roten Kreuzes  
Vormittag: 10 Uhr: Besuch Wasserturm (mit Führung)

Mittagessen, 12.30 Uhr: Cafehaus

Nachmittag: Lüneburger Heide (15.30 Uhr bei Schröder, Undeloh)  
Abendessen, 19 Uhr: Hotel Stadthaus

Abend: frei

Samstag, 15.7.

Vormittag: frei

Mittagessen, 12.30 Uhr: Cafehaus

Nachmittag: 15.30 Cafe in Hohnstorf; Elbe / Scharnebeck

Abendessen: 19 Uhr in der Friedenskirche; anschließend Gespräche

Sonntag, 16.7.

Vormittag: Kirchenbesuche und/oder die restlichen Interviews in der Familienbildungsstätte

Mittagessen, 12.30 Uhr: Hägfeld

Nachmittag, 15 Uhr: Spaziergang zum Kalkberg

Abendessen, 19 Uhr in der Familienbildungsstätte (bereitet der AK vor) und anschließend Verabschiedung

Montag, 17. Juli 2006

6 Uhr: Frühstück; anschließend Fahrt zum Bahnhof

Zug ab Lüneburg: 6.57 Uhr

Flug ab Hahn: 14.50 Uhr

In der früheren NS-"Gauhauptstadt" Lüneburg mussten mehrere tausend Menschen Zwangsarbeit leisten; Professor Stegmann ( Universität Lüneburg ) spricht von 2.200 Menschen. Bei einer Anzahl von etwa 15.000 beschäftigten Lüneburgern/-innen war also etwa jede/r siebte in Lüneburg Beschäftigte ein/e Zwangsarbeiter/-in. In allen Bereichen der örtlichen Wirtschaft, ob im Großbetrieb oder dem mittelständischen Handwerk und ebenso im städtischen Bereich wurden diese Menschen als billigste Arbeitskräfte ausgebeutet. Im Landkreis Lüneburg mussten diese Menschen überwiegend in der Landwirtschaft tätig sein. Oftmals überstieg hier die Anzahl der Zwangsarbeiter auf den einzelnen Höfen sogar die Anzahl der deutschen Mitarbeiter. Je nach Nationalität wurden diese Menschen - gemäß der NS- Rassenideologie - in den unterschiedlichsten Wirtschaftsbereichen eingesetzt: Während die westeuropäischen Arbeiter/-innen in kleineren Handwerksbetrieben tätig sein mussten, auch als Hausgehilfin u.a. und in der Regel in Privatunterkünften lebten, wurden die osteuropäischen Menschen überwiegend in der Landwirtschaft im Landkreis und in Lüneburger Großbetrieben eingesetzt und mussten dort in speziellen Lagern ihre Unterkunft finden.

Herr Schemetillo etwa wurde mit seiner Familie zunächst vom Lüneburger Arbeitsamt dem Landwirt Karl Uder in Adendorf zugewiesen und später der Firma "Büttner und Walter" im Goseburger Industriegebiet, die auch unter dem Namen "Max Walter Betonbau" firmierte. Bei dieser Firma musste auch Alexander Dominitsch arbeiten - der ebenfalls vorher in der Landwirtschaft in Adendorf beschäftigt war - und auch die Eltern von Galina Martinowna Petrowskaja, die von Köln nach Lüneburg umgesiedelt wurden. Diese Firma stellte im Rahmen des Programms des Deutschen Wohnungshilfswerks (D.W.H.) Behelfsunterkünfte her, die in erster Linie für wohnungslose Menschen ("Ausgebombte") vorgesehen waren. Ebenso wie viele andere Industriebetriebe unterhielt diese Firma ein eigenes Firmenlager auf dem Firmengelände, in dem die Zwangsarbeiter/-innen mit ihren Familien unterkommen mussten, wie etwa die Familien Dominitsch und Petrowskaja. Andere Zwangsarbeiter - wie zunächst Herr Schemetillo - waren in der Herberge "Am Benedikt 11" untergebracht. Auf Anforderung der Stadt Lüneburg ließ die Firma auch "ihre" Zwangsarbeiter/-innen gegen Bezahlung aus, die dann beim Bau von Deckungsanlagen im Stadtgebiet eingesetzt wurden.

Frau Krupskaja musste mit ihrer Familie in Lüneburg in Baracken in einem umzäunten Lager leben ( möglicherweise im Lager des Betriebswerks Lüneburg der Reichsbahn ), ihre Eltern wurden eingesetzt als Hilfsarbeiter beim Ein- und Ausladen von Wagons am Bahnhof.

Herr Wasili Leschkewitschs Familie musste Zwangsarbeit leisten in einem weiteren Lüneburger Großbetrieb, der Lüneburger "Dampfziegelei und Düngekalkwerke Pieper und Blunck", Am Grasweg 10 und war in dem "betriebseigenen" Zwangsarbeiterlager auf dem Werksgelände untergebracht.

Ähnlich die Situation für die Familie von Walerij Pestrikow: Seine Mutter musste in der Kalkgrube ( heute: Kreidebergsee ) Kalk schaufeln, seine Großmutter in der Betriebs- Lagerküche der "Kalk- und Mergelwerke" (vormals: "Zementfabrik AG" in Lüneburg, später übernommen von "Pieper und Blunck" ), Vor dem Bardowicker Tore 44/45, arbeiten. Untergebracht waren sie im Zwangsarbeiterlager der Firma.

Die Familien von Frau Maria Lasakowitch und Herrn Iwan Kulak hingegen mussten in der Landwirtschaft im Kreis Lüneburg arbeiten.

Aus Weißrussland waren ehemalige Zwangsarbeiter zu Besuch, um die Orte wieder aufzusuchen, an denen sie während des Nazi-Regimes arbeiten mussten. Foto: jm



## Zeichen der Aussöhnung

### Ehemalige Zwangsarbeiter aus Weißrussland besuchen Lüneburg

im Lüneburg. „Es ist ein neues Deutschland“, waren die elf ehemaligen Zwangsarbeiter aus Weißrussland sich einig. Bis gestern hatten sie eine Woche lang Lüneburg und die Plätze besucht, an denen sie zur Zeit des Nationalsozialismus zur Arbeit gezwungen wurden.

Wladimir Schemettilo vermisste eine Eiche, als er auf den Bauernhof in Adendorf zurückkehrte. Von November 1943 bis April 1944 hatte er dort arbeiten müssen. Das Gebäude sei

fast unverändert, auch an den Hof erinnere er sich gut – und an die mittlerweile gefällte Eiche. Gemischte Gefühle überkamen ihn bei der Rückkehr. „Die Zeit damals war schwierig für uns alle, aber es sind 60 Jahre vergangen, vieles habe ich zum Glück vergessen“, so der 82-Jährige.

Die weißrussische Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“ hatte die ehemaligen Zwangsarbeiter ausfindig gemacht. Zu dem Besuch lud die

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Lüneburg (ACKL) zusammen mit anderen Initiativen ein. Pastor Harry Dörr von der ACKL nannte die Begegnung und Aussöhnung als Grundgedanken des Besuchs: „Sie sollen ihre früheren Arbeitsstätten aufsuchen, aber vor allem das Land kennen lernen, wie es heute ist.“ In den vergangenen Jahren hatte die Arbeitsgemeinschaft bereits ehemalige Zwangsarbeiter aus Polen und der Ukraine eingeladen.

Alexandr Dominitsch:

Sehr geehrte Natalja Deonidowna,

Danke für die Einladung und die Information. Ich sage gerne zu, wenn sie mich wollen. Die Gesundheit ist gut, ich kann fahren. Einen neuen Pass habe ich auch. Jetzt ein bisschen zur Erinnerung:

Ehrlich gesagt bemühte ich mich mein Leben lang, alles zu vergessen, was ich in den deutschen Lagern erlebt habe; es ist mir teilweise gelungen.

Im Herbst 1943 kam ich nach Lüneburg ins Lager (den Namen habe ich vergessen).

Aus dem Lager gingen wir unter Aufsicht zur Arbeit: Baubetonwerk Max Walde Betonbau.

Mit einer Schubkarre schleppte ich Baumaterial auf den Bau. Wir wohnten in einer Baracke, in der Pritschen waren. Im Lager wohnten etwa 60- 70

Menschen. Zum Essen bekamen wir 60-70 Gramm Brot, Suppe und Tee. Auf der Straße sammelten wir alles, was man zum Überleben brauchen konnte. Ich arbeitete mit Alexander Schersternew aus Tschamnitskogo, Kreis Witebsk.

Später kam ich in ein anderes Lager, in die Jugendherberge; wir mussten die gleiche Arbeit tun.

Mit freundlichem Gruß, A. Dominitsch "



Sehr geehrte Natalja,

ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie mich darüber unterrichtet haben, dass für mich die Möglichkeit besteht, eine Reise nach Lüneburg zu machen. Ich würde mich sehr freuen, an diesen Ort fahren zu können. Mein Gesundheitszustand erlaubt mir, das ohne Einschränkung zu tun. Außerdem bin ich ausgebildete Ärztin und falls sich irgendwelche gesundheitlichen Einschränkungen einstellen sollten, kann ich gut selbst damit fertig werden. Ich lebe gesund, will viel und arbeite auf der Datscha.

Falls ich in die Liste für die Reise nach Lüneburg aufgenommen werde, werden Sie diese Entscheidung nicht bereuen. Ich garantiere würdiges Verhalten. Eine Reise nach Deutschland ist für mich nicht nur wegen der Erinnerung wichtig, sondern ich hoffe, sie kann mir Antwort geben auf eine kleine Fotografie meiner Mutter, eine Fotografie wie auf Dokumenten. Auf der Rückseite ist ein Stempel vom **Fotohaus Tegeler in Lüneburg, Grapengießer Str.40** und noch ein zweiter Stempel mit nicht leserlichen Buchstaben und Zahlen.

Einen Pass neuerer Art habe ich und freue mich schon auf den Stempel im Amt für Passvisa.

.....

Meine Erinnerungen

Ich erinnere mich daran, dass sie uns abholten. Wir waren zu Hause. Meine Mutter sah aus dem Fenster und sagte: "Deutsche!" Damals holten sie uns. Bis zur Grenze ließen sie uns zu Fuß gehen. Ich erinnere mich, wie wir nach **Driessa** kamen bei der **Stadt Werchnedbinsk**. Es war schon dunkel. Wir gingen über eine staubige Straße – steil und dunkel und völlige Stille. Wie mir zu Mute war und was für Angst ich beim Durchmarsch durch Driessa hatte! An der Grenze wurden wir in Eisenbahnwagons verladen und nach Deutschland gefahren.

Als sie uns in Deutschland durch die Stadt fuhren, war es für die Einwohner offensichtlich ein fremdartiger Anblick, weil auch Frauen mit kleinen Kindern dem Transport angehörten.

Ich war schon groß, ich ging ins sechste Jahr. Die Kinderwagen waren auf die Kolonne verteilt, so dass man aus deutscher Sicht den Eindruck haben konnte, dass man uns nichts Böses antun wollte. Die Frauen hatten ihre Kinderwagen zurück bekommen, damit sie ihre Kinder nicht auf den Armen tragen mussten. Die Bewohner warfen uns Brot zu und zwar so, dass die Begleitmannschaft nichts merkte.

Danach war nur noch das Essen wichtig. Welch ein Glück, etwas zu essen zu haben und die Aussicht auf eine Unterkunft!

Wir kamen in eine Baracke. Das Lager war mit Stacheldraht umgeben.

Am Morgen wurden die Erwachsenen in eine Kolonne aufgestellt und zur Arbeit zum Bahnhof geführt. Dort mussten sie Wagons entladen. Mama erinnerte sich häufig daran, dass sogar zur Toilette ein Bewacher mitging und während er wartete, schrie er: "Matschka, schnell, schnell!"

Die Kinder blieben im Lager. Deutsche kamen an den Zaun und riefen uns heraus. Wir spielten ein Spiel miteinander: Sie warfen uns etwas zu und wir warfen es zu ihnen zurück. Was für ein Spiel! Mitten im Krieg! Wir Kleinen sammelten und warfen kleine Steine und die anderen warfen auch. Einmal hob ich eine Scherbe auf, ich weiß nicht mehr, ob von einer Flasche oder einem Glas. Ich warf und beim Werfen verletzte ich den Zeigefinger meiner rechten Hand. Es blutete. Ich hatte nichts zum Verbinden. Der Finger heilte nach langer Zeit, aber es blieb eine Narbe zurück. Heute ist die Narbe beinahe verschwunden.

Dieses Spiel im Krieg nahm ein schlechtes Ende. Jemand von uns traf einen deutschen Jungen mit einem Stein am Kopf. Es folgten Tränen und Geschrei. Wir wurden aber nicht dafür bestraft, sondern man verbot einfach den deutschen Kindern, sich dem Zaun des Lagers zu nähern. Es wäre für mich interessant zu erfahren, ob von jenen Kindern noch jemand lebt und wie sie jetzt nach so vielen Jahren die damaligen Ereignisse betrachten.

Wir lebten in einer Baracke. Dort gab es Pritschen vom Fußboden bis unter die Decke. Auf solchen Pritschen schliefen wir nachts. Zu essen bekamen wir eine fettige Suppe, die die Leute Gemüsesuppe nannten. In der Suppe waren Steckrüben, die aus irgendeinem Grund holzig waren. Deshalb habe ich nie wieder Steckrüben gegessen und habe auch nie danach gefragt.

Einmal bekamen wir Milchsuppe. Es handelte sich offensichtlich um einen Feiertag. Ich weiß nicht mehr, ob sie mit Graupen gekocht war, aber die Suppe war gesüßt, nur bestimmt nicht mit Zucker; denn sie hatte einen eigenartigen Geschmack. Im Lager war das ein besonderer Tag.

Dann brach im Lager eine Ruhrepidemie aus. Mama entdeckte eine Eiche, ich weiß nicht, ob am Bahnhof oder auf dem Lagergelände. Mama fütterte mich mit der Rinde dieser Eiche und so wurden wir nicht krank.

Bald wurde Deutschland von den Amerikanern bombardiert. Sie machen sich keine Vorstellung, wie schrecklich sie gebombt haben! Gott gebe, dass niemand jemals so etwas erleben muss! Die Amerikaner kamen in das Lüneburger Gebiet. Einige Tage interessierten sie sich nicht für unser Lager. Die deutschen Zäune wurden zerstört, aber die Amerikaner kamen nicht zu uns. Irgendwann richteten sie ihre Aufmerksamkeit dann doch auf das Lager. Einmal näherte sich dem Lager eine große Kabelwinde und ein Auto mit amerikanischen Soldaten. Ein *Neger* begann, meine Mutter anzusprechen: "Matschka, Matschka!" Vor Angst zitternd näherte sich meine Mutter dem Auto und der *Neger* schenkte ihr wattierte Kleidung. Mama brachte diese sogar mit nach Hause und sie erinnerte sich immer an diesen Soldaten – einen *Neger*!

Später wurde ich sehr krank. Das Fieber stieg gefährlich hoch und ich wurde ins Krankenhaus gebracht. Das war offensichtlich schon zu der Zeit, als sie uns in die sowjetische Zone brachten. Also entließen sie mich, aber nach kurzer Zeit wurde ich wieder krank. Diesmal waren es Masern. Ich lag allein in einer Kammer. Die Fenster waren verhängt.

Später wurden wir mit Autos in unsere Heimat gebracht. Sie fuhren uns zur Stadt **Grodno**. Dort saßen wir in einem beschädigten Bahnhof, es gab noch Mauern, aber keine Dachziegel mehr. Man sah den Himmel. Aber dann schickte man uns mit dem Zug auf die Reise nach **Witebsk**. Der Zug endete in **Scheobinski**. Von dort ging ich mit Mama über staubige zerstörte Straßen nach Hause. Mama hielt mich an der Hand. Nach einer Pause auf der Karl-Marx-Straße traf Mama irgendeine Frau, die ihr erzählte, dass unser Haus nicht beschädigt sei. In unserem Haus lebte der Bruder meiner Mutter, mein Onkel. Er war im fünften Regiment gewesen und früher nach Hause zurückgekehrt. Wir kamen bei ihm in Witebsk im Oktober 1945 an. Darüber gibt es Aufzeichnungen im Archiv des Oblast vom 2. Oktober 1945.

Das sind schon alle meine Erinnerungen an den Krieg.

Wir sind gerettet worden. Es wäre nötig, dieses Kapitel abzuschließen, nicht mehr darüber zu sprechen.

Die Ruhr war damals nicht so schlimm, dass ganze Familien an ihr starben.

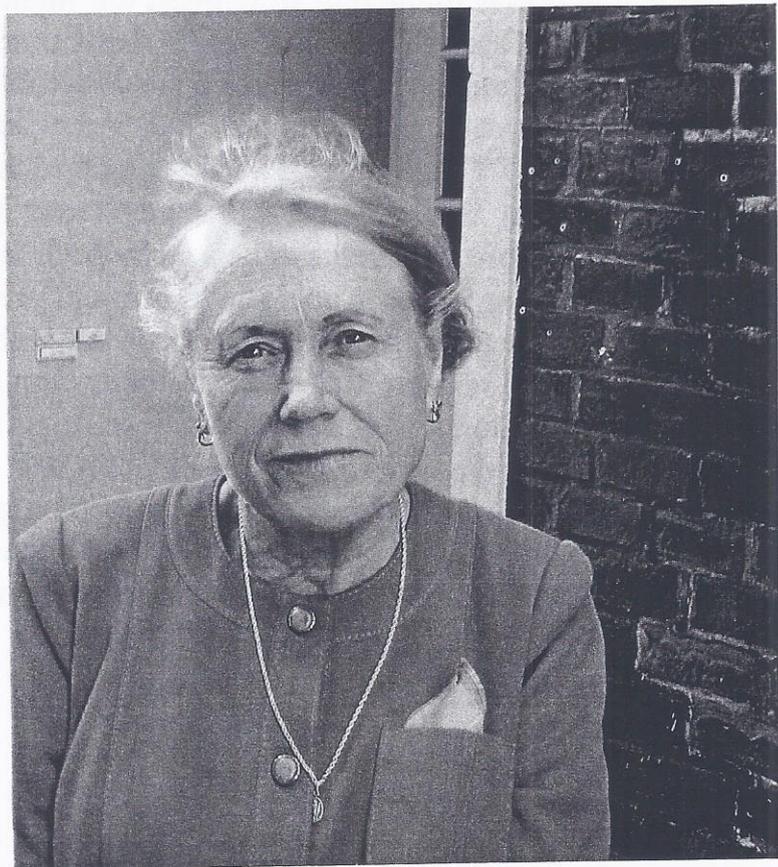
Sehr geehrte Damen und Herren!

Ihre Stadt hat einen auffallend schönen Namen: Lüneburg! Klangvoll: Lü – ne – burg! Er klingt wie Musik. Man muss ihn schön finden.

In der Stadt wohnen gute Menschen. Ihre Güte zeigte sich schon damals, als wir durch die Stadt geführt wurden und bei dem Zwischenfall während der Kinderspiele. Irgendjemand von unseren Kinder verletzte einen deutschen Jungen am Kopf und wir wurden nicht bestraft. Ich bin heute noch dankbar dafür, dass die Sache keinen schlimmeren Ausgang nahm.

Mich interessiert sehr, ob es das Fotohaus Tegeler in der Grapengießer Str. noch gibt.

Hochachtungsvoll  
Krupskaja Taissa Grigorjewna



Frau Taissa Krupskaja war im 5. Lebensjahr, als sie 1944 mit ihrer Mutter aus Witebsk nach Lüneburg deportiert wurde.

Sie wurden hier in einem Lager in Baracken untergebracht. Die Erwachsenen leisteten Zwangsarbeit am Güterbahnhof, die Kinder blieben im Lager zurück.

Wir gingen mit Frau T. Krupskaja zum Güterbahnhof, betrachteten das Gelände, das sie nur aus den Erzählungen der Mutter kannte und vergegenwärtigten uns die damalige Situation: Die Frauen und Männer wurden morgens in einer Kolonne zum Bahnhof geführt und mussten, angetrieben von ihren Bewachern, Wagons entladen. Völlig erschöpft gingen sie abends ins Lager zurück. Die im Lager zurückgebliebenen jüngeren Kinder wurden tagsüber von den älteren betreut. Sie durften mit deutschen Kindern über den Stacheldrahtzaun hinweg spielen.

Im Lager brach eine Ruhrepidemie aus. Frau Krupskajas Mutter entdeckte eine Eiche, mit deren Rinde sie ihr Kind fütterte, so dass sie nicht erkrankte. Auch andere Krankheiten: Fieber, Masern überstand Frau Krupskaja, allerdings kam sie jedesmal in das Krankenhaus.

Frau Krupskaja besitzt ein Passfoto ihrer Mutter, auf dessen Rückseite der Stempel „Fotohaus Tegeler“ zu sehen ist. So führte uns unser 2. Weg zum Fotohaus Tegeler in der Wallstraße. Dort erfuhren wir, dass sich das Stammhaus des Geschäftes, in dem das Foto von Frau Krupskajas Mutter entstanden ist, bis zu seinem Abriss ca. 1985 in der Grapengießerstraße befand.

Hier ist heute in einem Neubau das Geschäft P&C. Wir standen vor dem Gebäude und Frau Krupskaja versuchte sich an die Erzählungen ihrer Mutter zu erinnern. 1945 wurden die Lagerinsassen den Sowjets übergeben. Sie kamen sie im Oktober nach einer langen Fahrt in Witebsk an, wo Frau Krupskaja noch heute lebt.

H. Sieland

B. Martens

Т. Крупской было 5 лет, когда она с мамой, в 1944 году, из Витебска в Люнебург, депортирована была.

Здесь их поселили в бараках, в одном из лагерях.

Взрослые должны были работать на товарной станции, дети оставались в лагере.

Мы ходили с Т. Крупской на товарную станцию и смотрели местность, которую она только из рассказов матери знала и представляли тогдашнюю ситуацию. Женщин и мужчин вели утром в одной колонне на станцию, где они под наблюдением разгружали вагоны.

Совсем усталые возвращались они вечером в лагерь. За маленькими детьми смотрели старшие дети. Им разрешали играть с немецкими детьми через колючую проволоку.

В лагере началась эпидемия дизентерии. Мама Т. Крупской нашла один дуб, корой которого она кормила дочь и поэтому она не заболела. Другие болезни, как температура, корь перенесла Т. Крупская в больнице.

У Т. Крупской есть паспортная фотография, где на другой стороне «Fotohaus» стоит.

И так второй путь нас привёл в фотограф Tegeler, на улице Wallstraße. Там мы узнали, что здание происхождения, где фотография была сделана, находилось до 1985 года, до его сноса, на улице Grapengießer Straße. Здесь сегодня находится магазин С&А. Мы стояли перед помещением и Т. Крупская старалась вспомнить рассказы матери.

В 1945 лагерники были переданы советской армии.

И в октябре, после дальней дороге, они прибыли в Витебск, где Т. Крупская сегодня живёт.

Maria Lasakowitch, geb. Turkowa

Es schreibt Ihnen Maria Lasakowitsch, geb. Turkowa aus Kirowsk.  
Nach dem Erhalt Ihres Briefes berichte ich Ihnen über die schreckliche Zeit  
des zweiten Weltkrieges. 1943 hat uns die deutsche Besetzungsmacht aus  
unseren Häusern hinausgejagt und zuerst nach  
Weißrussland, dann nach Polen und dann nach Deutschland getrieben.  
In Deutschland, glaube ich, sind wir im Frühling angekommen, da wir leichte  
Kleidung getragen haben. Man hat uns aufgestellt und die deutschen  
Herrschaften haben uns ausgesucht.  
Ich bin zu einem Bauern nach Volkstorf gekommen, der Hans Meier hieß, an den  
Namen seiner Frau  
kann ich mich nicht mehr erinnern. Die beiden waren noch jung, ca. 30 Jahre  
alt und hatten zwei Söhne, Hans und Kurti.  
Im Hause wohnten auch die Eltern des Bauern. Seiner Mutter habe ich in der  
Küche geholfen.  
Manchmal war ich auch auf dem Feld, um die Ernte einzuholen, aber weil ich  
noch nicht Volljährig war hat man mich keine schweren Arbeiten verrichten  
lassen.  
Hauptsächlich habe ich im Haushalt geholfen. Ich glaube, ich habe es gut  
getroffen. Die Herrschaften behandelten mich gut und wir haben gut gegessen  
Gewohnt haben wir zusammen in einem Haus, in der ersten Etage. Im Zimmer  
waren wir zu viert,  
zwei deutsche Frauen und zwei russische. Die Deutschen hießen Elfriede und  
Inge. Die russische Frau hieß Schura, woher sie kam weiß ich nicht mehr.  
Das ist alles, an was ich mich erinnern kann.  
Ich würde sehr gern alles wieder sehen, aber ich bin schon 79 Jahre alt und  
wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie auch eine Einladung für meine Tochter  
Larissa, geboren 1955, schicken könnten. Ich habe Angst alleine zu reisen.  
Bitte schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab.  
Hochachtungsvoll  
Maria Lasakowitch



Kulak Iwan Alexandrowitsch schreibt:

Die Eltern erzählten: Wir waren bestimmt zum Transport nach Deutschland. Der Bürgermeister des Dorfes hatte es so entschieden. Ausgefahren wurden wir Anfang März 1943. Ich war damals kaum drei Monate alt. Bis zum Bahnhof Wolkowysk wurden wir mit Pferdewagen gebracht. Dort wurden wir in Viehwaggons verladen und unter Aufsicht bewaffneter Polizei ging es weiter nach Deutschland.

In Deutschland angekommen, wurden wir in ein Lager gesteckt, das bei dem Dorf Moiseburt (?) lag - unweit von Lüneburg. Wir lebten in Baracken alle zusammen: Russen, Polen, Franzosen u.a. Die Verpflegung wurde uns zugeteilt, gekocht haben wir selbst. Es war eine schwere Zeit, alles war sehr knapp. Gekleidet waren wir sehr armselig, deshalb wurde uns etwas Kleidung gegeben. Krank sein war verboten. Alle sollten arbeiten. Ich war damals sehr klein und wurde oft allein gelassen.

Die Verhältnisse im Lager waren sehr ärmlich. Kaum Möglichkeiten zum Waschen. Arbeiten musste man den ganzen Tag; wer in der Viehzucht war, auf dem Felde. Mittags war eine Stunde Ruhe. Sonntags wurde nicht gearbeitet. Urlaub gab es keinen. Geld für unsere Arbeit wurde nie bezahlt.

Wir lebten in den Baracken mit allen verschiedenen Nationen freundschaftlich zusammen. Ich war damals sehr jung, sechs Monate alt, die Mutter musste arbeiten. Aber wir hatten Glück. Im Nachbarlager lebte eine bekannte Familie, die hatte einen 10jährigen Jungen, der kam zu Fuß bis zu uns und passte auf mich auf. Etwa sechs Kilometer soll es zwischen den Lagern gewesen sein.

Nachdem wir von den Alliierten befreit waren, übergab man uns der sowjetischen Seite und wir hatten bald die Möglichkeit, mit Pferdewagen die Reise nach Hause zu beginnen.

Die Mutter sagte, dass wir sogar die Möglichkeit hatten, ein paar Kleider mitzunehmen, aber an der Grenze wurde uns alles abgenommen.

Zuhause angekommen, waren wir bettelarm, wir standen vor einem Nichts, es war schrecklich.

Jetzt bin ich Rentner; mit einem Rentenzuschuss von 25% ist die Rente 2900 Rubel hoch; ich bin kostenlos krankenversichert.

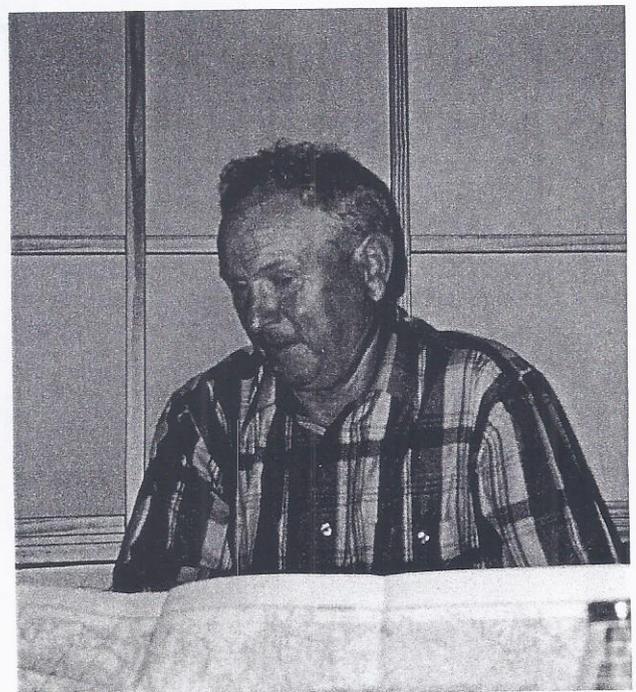
Vielen Dank für die materielle Unterstützung der Deutschen Bundesregierung.

Auch Ihnen ein herzliches Dankeschön für die Sorge um uns minderjährige Häftlinge. Wir hoffen alle, dass so etwas nie wieder passieren wird.

Unschuldige Menschen dürfen nicht leiden. Vielen Dank.

Kulak Iwan Alexandrowitsch

April 2006



## Herr Juran Alexandrowitsch Kulak

Herr Kulak war damals – März – bei seiner Ankunft in Deutschland 3 Monate alt, am Ende des Krieges 2 Jahre. Er kann sich nur auf die Erzählungen seiner Eltern beziehen. Wie in dem Brief steht kamen sie – unweit von Lüneburg – in ein Lager bei dem Dorf Moisteburt. Das gibt es allerdings hier nicht. Es gibt hier nur ein Moorburg – Brietlingen – Moorburg . Bis in die späten 50 Jahre hieß die Bushaltestelle auch Moorburg – Lager. Er erzählte auch, daß sie einmal im Krankenhaus Lüneburg waren. Sein Vater war bei einem Bauern, der reine Viehzucht betrieb. Wir haben hier in Moorburg auch einen Hof mit Viehzucht gefunden wo ein russischer Zwangsarbeiter war. Der Sohn (Jahrgang 32) konnte sich gut an den russischen Arbeiter erinnern, wusste aber nicht wie er hieß. Vorne wo das Lager war konnte man noch an einigen Häusern die Barackenform erkennen. Für Herrn Kulak war der Besuch etwas enttäuschend. Er war auf einen Ort Moisteburt – unweit von Lüneburg – eingestellt und konnte Moorburg – wobei es objektiv unklar bleibt ob es hier war – nicht akzeptieren

## Frau Maria Lasakowitch

Frau Lasakowitch war in Smolensk geboren und aufgewachsen, bis die deutsche Besatzungsmacht sie aus den Häusern jagte und ca. 400 km erst zu Fuß nach Weißrußland trieb; später kamen sie mit Güterzügen nach Polen und gelangten schließlich nach Deutschland. Die schrecklichen Geschehnisse lagen für sie in der Vertreibung auf dem erzwungenen und mühseligen Weg bis hierher. In Volkstorf hatte sie es - wie sie schon vorher schrieb und uns hier auch berichtete – im Vergleich richtig gut.

Der Besuch war herzlich und für Frau Lasakowitch wichtig und gut. Wir wurden vom Enkel bzw. Sohn des dortigen Bauern gastfreundlich empfangen. Frau Lasakowitch hatte erst Mühe einiges zu erkennen, konnte sich aber an sehr vieles erinnern und war mit dem jetzigen Bauern im guten Austausch und Einvernehmen. Er hatte sie zwar nicht gleich wieder erkennen können, wusste aber von ihr und konnte vieles bestätigen und ergänzen. „Ich war hier im Haushalt, die Frau hat nie geschimpft“, „ich war mit Elfriede Inge und Schura auf einem Zimmer“. Der Bauer kannte die Personen auch namentlich und wusste, dass Elfriede sich später noch gemeldet hatte und die Familie Meier auch besuchte. Er freute sich sehr, dass Frau Lasakowitch von Weißrußland zu Besuch kam und insgesamt gute menschliche Erfahrungen bei seiner Familie erlebt hatte.

Frau Lasakowitch ist krank, stark gehbehindert. Sie war von ihrer Tochter Larissa begleitet. Sie selbst konnte leider an vielen Gruppenausflügen nicht teilnehmen. Die Dolmetscherin Tajana war bei diesem Besuch sehr wichtig.

Von Johannes Schmidt



### Господин Юран Александрович Кулак

Господину Кулаку было по приезду в Германию 3 месяца, при конце войны 2 года. Он упирается только на рассказы его родителей. Как написано в письме они прибыли в один лагерь у деревни Мойстебург около Люнебурга. Этого места тут не существует. Здесь есть Морбург – Бритлинген – Морбург. До конца 50-х годов называлась автобусная остановка Морбург – лагерь. Он рассказывал, что они были один раз в Люнебургской больнице. Его отец работал у одного крестьянина, который занимался животноводством. Мы нашли в Люнебурге один животноводческий двор, где работал один русский работник. Их сын (год рождения 32) хорошо вспомнил русского рабочего, но не знал его имени. Впереди, где находился лагерь, можно было по некоторым домам узнать бараковую форму. Для господина Кулака было это посещение разочаровательным. Он был настроен на место Мойстебург около Люнебурга и не мог акцептировать Морбург, хотя объективно остаётся неясным было ли это тут.

### Госпожа Мария Ласакович

Госпожа Ласакович родилась и выросла в Смоленске, пока их не выгнала с домов немецкая оккупационная власть и гнала примерно 400 км пешком до Беларуссии; попозже их привезли товарным поездом в Польшу и наконец в Германию. Ужасным происшествием для неё было изгнание с вынудительной и трудной дорогой до сюда. В Фолксдорфе ей было сравнительно хорошо, об этом она писала и рассказывала.

Это посещение было для Госпожи Ласакович сердечным и важным. Нас гостеприимно встретил внук того крестьянина. Госпоже Ласакович прелоставляли трудности некоторые опознания, но она многое вспомнила и интенсивно общалась с настоящим крестьянином. Он не сразу смог её узнать, но знал о ней и мог многое уточнить и подтвердить. „Я работала по хозяйству, госпожа никогда не ругалась“, „я была в комнате с Эльфридой Инге и с Шурой“. Крестьянин знал рабочих поимённо и что Эльфрида о себе знать давала и семью Майер посещала. Он обрадовался посещению Госпожи Ласакович с Беларуссии и был рад хорошему обращению его семьи к ней.

У Госпожи Ласакович болят ноги и она инвалид. Её сопровождала дочь Лариса. Она сама не могла участвовать в групповых экскурсиях.

Переводчица Татьяна была очень важна при этом посещении.

Писал Йоганнес Шмидт

Walerij Pestrikov schreibt:

Ich, Pestrikov Walerij, Alexandrowitsch, wurde am 12. Juli 1940 in der Stadt Rogatschow, Gebiet Gomel, Weißrussland, geboren.

Im Mai 1941 (ungefähr vier Wochen vor Kriegsbeginn) fuhr meine Mutter Pestrikova Jewgenia Nikolajewna mit mir und meiner Oma in die Stadt Sosulka (die gehört jetzt zu Polen) zu meinem Vater. Er war dort im Wehrdienst. Am Morgen, dem 22. Juni 1941, bemühten wir uns aus dem Kampfgebiet zu kommen, aber da der Vormarsch der Wehrmacht so schnell ging, ist uns das nicht gelungen. Wir blieben im Besatzungsgebiet. Zu Fuß gelang es uns, wieder nach Rogatschow zu kommen. Im November 1943 wurden wir zu Schanzarbeiten in der Gegend von Bobrujsk gezwungen, danach wurden wir nach Pabianitza (Polen) ins Lager gefahren und von dort kamen wir in ein Lager von Lüneburg.

Dort arbeitete meine Mutter in einer Kalkgrube und musste Kalk schaufeln; die Oma arbeitete in der Küche. Die tiefe Kalkgrube, die eine Schmalspurbahn durchzog, habe ich bis jetzt im Sinn. Die Dampflok wurde von einem Russen geführt. Wir lebten damals in einem ausgebauten Kellerraum und mussten etliche Stufen tief steigen. Zu sehen war in der Nähe ein hoher Ziegelschornstein. Wie das Verhältnis der Lageführung zu uns war, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Da unsere Oma in der Küche arbeitete, hatten wir, nach Mamas Erinnerung, einen Pflegevorteil. Das war schon gut. Im Lager war ich oft und schwer krank, die Auswirkungen spüre ich bis jetzt. Ob Oma und die Mama für ihre Arbeit bezahlt wurden, weiß ich nicht. Freizeit hatten wir nie. Am meisten war ich mit der Oma zusammen.

Briefwechsel mit den Verwandten hatten wir nicht. Von ihrem Schicksal erfuhren wir nach der Heimkehr. Mein Verhältnis zu den anderen Menschen und zu der deutschen Bevölkerung war gut. Am 22. April 1945 wurden wir von den Engländern befreit. Wir lebten dann eine kurze Zeit in einem deutschen Dorf. Das Haus war groß, in der Nähe war eine Erdbeerplantage. Nachher wurden wir in die sowjetische Besatzungszone gefahren. Wie der Ort heißt, weiß ich nicht mehr; es waren Baracken in einem ehemaligen Lager. Am nächsten Tag wurde die Siedlung mit Autos, die mit roten Fahnen geschmückt waren, befahren. Es waren Autos der Roten Armee. In diese Autos wurden wir verladen. Es war der Anfang des langen Weges nach Hause.

Wir fuhren durch Deutschland, Polen haben auch in den Autos geschlafen; der Fahrer unseres Autos hieß Wassilij, aber ich weiß nicht mehr, ob das der Vor- oder Nachname war. Gefahren wurden wir durch die Stadt Sokulka. Die Staatsgrenze zu der UdSSR wurde in der Stadt Grodno überquert. Am 25. September 1945 kamen wir in unserer Heimatstadt Rogatschow an, wurden freundlich von den Verwandten empfangen und begrüßt, erfuhren, dass unser Vater seit 1941 kein Lebenszeichen gegeben hat.

Alle diese Jahre sind nicht spurlos für meine Gesundheit vergangen. Ich bin krank, benütze ein Hörgerät, habe oft Kopfschmerzen. Die Folgen des Krieges begleiten mich ein Leben lang, ich bemühe mich zu verstehen, warum das alles passiert ist. Ich lese viel, sowjetische und auch Literatur anderer Länder. Viele Fragen bleiben offen.

PS: Für das Archiv der Stadt Lüneburg 2 Fotos: 1. Meine Mutter Petrikova, 1944 und 2. Ich, Pestrikov, Walerij, 1941.

Hochachtungsvoll, W. Pestrikov, 15. Februar 2006

Wasili Leschkewitsch:

Sehr geehrte...

Es schreibt Ihnen Wasili Leschkewitsch, ehemaliger Gefangener .

Ich lebe jetzt in Olneiw , im Brestow Gebiet.

Ich war klein, 3 Jahre und 5 Monate alt, als man mich mit meinen Eltern und Geschwistern nach Deutschland gebracht hat.

Vater, Mutter, zwei Schwestern und drei Brüder, wir waren acht Personen.

Der Vater, die Mutter und die Geschwistern haben im Lüneburger Werk für Mineraldünger gearbeitet.

Wie ich mich erinnere, gelebt haben wir in einer Baracke und gegessen haben wir hauptsächlich Suppe.

Neben uns waren russische Kriegsgefangene, hinter einem Stacheldraht. Sie wurden bewacht . Ich wurde manchmal nach Bier geschickt, das ich dann auch brachte. Die Wachen durften dies nicht sehen.

Mitgenommen hat man uns nach Deutschland im Mai 1944 und zurück kamen wir im August 1945.

Das ist alles, was ich Ihnen mitteilen kann.

Wenn meine Gesundheit es erlaubt, bin ich mit einer Reise nach Deutschland einverstanden.

Meine Eltern, zwei Brüder und zwei Schwestern sind tot.

Hochachtungsvoll



Am Donnerstag, den 13.7.06, begeben sich mit Herrn W. Prestikov und Herrn I. Kulak auf die Suche nach den Spuren ihrer Kindheit. Eine Dolmetscherin begleitet uns. Herr Prestikov und Herr Kulak verbrachten ihre ersten Lebensjahre in einem Lüneburger Barackenlager.

Ihre Eltern waren zur Zwangsarbeit verpflichtet worden und arbeiteten im Kalkbruch zwischen dem Kreideberg und dem Bardowicker Tore, bzw. im Kalkbruch zwischen der Fachhochschule und dem Landeskrankenhaus.

Unser erster Weg führt uns zum heutigen Erholungsgebiet am Kreidebergsee. Unter dem wolkenlosen Himmel an diesem Vormittag finden wir eine menschenleere, malerische Idylle vor.

Die Schritte verlangsamen sich, meine Gäste beobachten, schweigen.

Nach einiger Zeit entwickelt sich zwischen Herrn Prestikov und Herrn Kulak ein lebhafter Gedankenaustausch, den wir nicht durchs Übersetzen stören wollen.

Zu einem intensiven Vierergespräch kommt es dann aber durch unseren Versuch, die Bilder aus der Kriegszeit in das Heute einzuordnen.

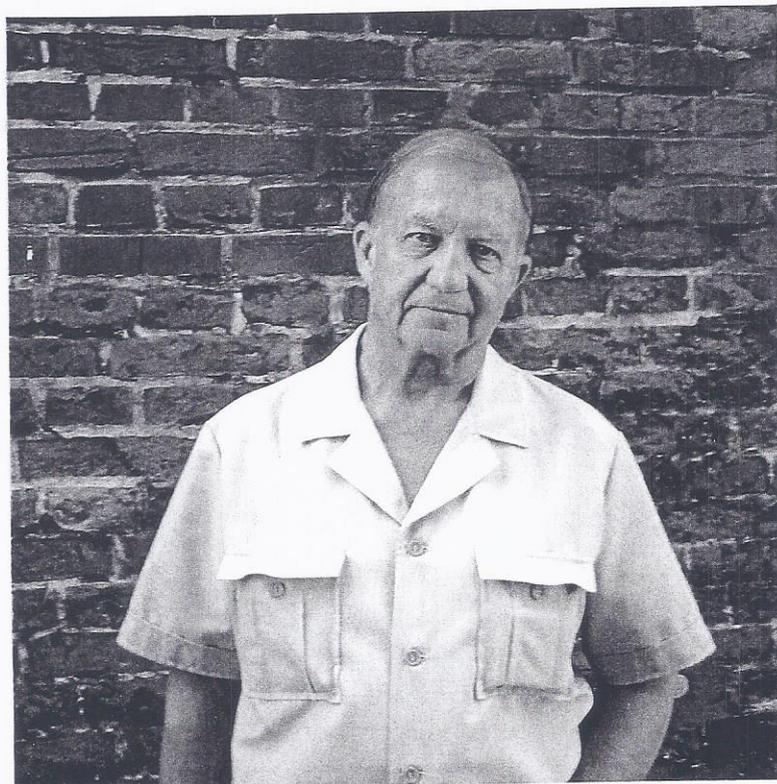
Herr Prestikov berichtet u. a. auch von seinen Erinnerungen an die Bomberverbände die über Lüneburg flogen. Als ich von meiner Kindheit in Hamburg während des 2. Weltkrieges berichte, hört er aufmerksam zu, er fragt nach und beeindruckt mich, durch sein Wissen um unsere deutsche Geschichte.

Wir stellen fest, dass unsere „Kriegs-, bzw. Nachkriegs-Kindheit“ viele Gemeinsamkeiten hat, bis hin zu der Feststellung, dass unsere Eltern so gut wie nie von ihren Erlebnissen aus diesem Lebensabschnitt erzählten, dass sie uns auch keinen Raum zum Fragen ließen.

Herr Kulak fallen auf dem Rückweg zum Auto plötzlich die Schrebergärten auf. Lachend berichtet er von Erlebnissen mit „geschenktem“ und „stibitztem“ Obst.

Erst um die Mittagszeit sind wir am Kalkbruchsee. Für eine Umrundung des Sees ist es zu spät und zu heiß. So bleiben wir am Rande stehen. Die Erinnerungen sind hier sehr verschwommen. Unsere Gäste freuen sich aber über das satte Grün des Sees, die Ruhe und bedauern, keinen Badeanzug auf die Reise mitgenommen zu haben. Lade dieser See doch zum Baden und zum Entspannen geradezu ein!

Von Inga Altscher



Am Donnerstag, den 13.7.06, begeben wir uns mit Herrn W. Prestikov und Herrn W. Leschkewitsch auf die Suche nach den Spuren ihrer Kindheit. Eine Dolmetscherin begleitet uns.

Herr Prestikov und Herr Leschkewitsch verbrachten ihre ersten Lebensjahre in einem Lüneburger Barackenlager.

Ihre Eltern waren zur Zwangsarbeit verpflichtet worden und arbeiteten im Kalkbruch zwischen dem Kreideberg und dem Bardowicker Tore, bzw. im Kalkbruch zwischen der Fachhochschule und dem Landeskrankenhaus.

Unser erster Weg führt uns zum heutigen Erholungsgebiet am Kreidebergsee. Unter dem wolkenlosen Himmel an diesem Vormittag finden wir eine menschenleere, malerische Idylle vor.

Die Schritte verlangsamen sich, meine Gäste beobachten, schweigen.

Nach einiger Zeit entwickelt sich zwischen Herrn Prestikov und Herrn Leschkewitsch ein lebhafter Gedankenaustausch, den wir nicht durchs Übersetzen stören wollen.

Zu einem intensiven Vierergespräch kommt es dann aber durch unseren Versuch, die Bilder aus der Kriegszeit in das Heute einzuordnen.

Herr Prestikov berichtet u. a. auch von seinen Erinnerungen an die Bomberverbände die über Lüneburg flogen. Als ich von meiner Kindheit in Hamburg während des 2. Weltkrieges berichte, hört er aufmerksam zu, er fragt nach und beeindruckt mich, durch sein Wissen um unsere deutsche Geschichte.

Wir stellen fest, dass unsere „Kriegs-, bzw. Nachkriegs-Kindheit“ viele Gemeinsamkeiten hat, bis hin zu der Feststellung, dass unsere Eltern so gut wie nie von ihren Erlebnissen aus diesem Lebensabschnitt erzählten, dass sie uns auch keinen Raum zum Fragen ließen.

Herrn Leschkewitsch fallen auf dem Rückweg zum Auto plötzlich die Schrebergärten auf. Lachend berichtet er von Erlebnissen mit „geschenktem“ und „stibitztem“ Obst.

Erst um die Mittagszeit sind wir am Kalkbruchsee. Für eine Umrundung des Sees ist es zu spät und zu heiß. So bleiben wir am Rande stehen. Die Erinnerungen sind hier sehr verschwommen. Unsere Gäste freuen sich aber über das satte Grün des Sees, die Ruhe und bedauern, keinen Badeanzug auf die Reise mitgenommen zu haben. Lade dieser See doch zum Baden und zum Entspannen geradezu ein!

Von Inga Altscher

В четверг 13.07.2006 я отправляюсь с господами В. Пестриковым и Лешкевичем на поиски следов детства. Нас сопровождает переводчица.

Господа Пестриков и Лешк. провели их первые года жизни в бараковом лагере в Люнебурге. Их родителей обязали к принудительным работам, они работали на известковых разработках между Крайдебергом и улицей Бардовикер тор, точнее на известковых разработках между университетом и областной больницей.

Первая дорога нас ведёт к сегодняшнему месту отдыха озеру Калькбрух. Мы находим этим утром безлюдную картинную идиллию при безоблачном небе.

Наши шаги умедляются, мои гости наблюдают и молчат.

Через некоторое время между господами Пестриковым и Лешкевичем развивается живой обмен мыслями, который мы не хотим мешать переводом.

Вчетвером мы интенсивно разговариваем и пытаемся перенести картины из военного времени в настоящее.

Господин Пестриков рассказывает о своих воспоминаниях о бомбардировщиках, которые пролетали над Люнебургом. Когда я рассказываю о моём детстве в Гамбурге во время 2 мировой войны, он внимательно слушает, переспрашивает и производит впечатление о своём знании о нашей немецкой истории.

Мы устанавливаем, что наше „военное и послевоенное детство“ имеет много общего до установления, что наши родители почти никогда не рассказывали о событиях из того жизненного периода, и что они нам не давали возможности им ставить вопросы.

Господину Лешкевичу бросаются в глаза на обратной дороге в машине дачи. Со смехом он рассказывает о событиях с „даренными“ и „крадёнными“ фруктами.

Уже в обеденное время мы подъезжаем к озеру Калькбрух. Для обхода озера уже поздно и жарко. Мы стоим на дерегу. Воспоминания тут очень расплывчатые. Наши гости радуются зелени озера, покою и жалеют, что не взяли с собой купальную одежду. Это озеро приглашает купаться и расслабляться.

Писала Инга Алтшер

## Erinnerungen

Ich habe keine eigenen Erinnerungen an jene Jahre; denn ich war ein sehr kleines Kind, das in Köln im Lager geboren wurde. Alles, was sich mit unserer Familie in den Kriegsjahren ereignete, weiß ich von meinen älteren Geschwistern und auch von den Eltern. Diese Erinnerungen schicke ich Ihnen.

Im Jahr 1944 irgendwann im April näherte sich unserem Haus in der Stadt Polozk ein Auto mit SS-Offizieren, die anordneten uns zu verfrachten. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und sechs Kindern. Sie gaben der Familie einen Laib Brot und fuhren los, aber wohin, wusste niemand. Im Güterzug waren viele Familien mit vielen Kindern.

Wir fuhren lange, bis wir in Deutschland ankamen. Die erste Stadt, zu der wir kamen, hieß Spellen, so sagten die Erwachsenen. In einer Sackgasse irgendwo am Bahnhof zwängten sie uns in Holzbaracken. Was sich dann ereignete, kann man als Verteilungslager oder Börse für die Vergabe von Arbeitskräften bezeichnen.

Für alle galt: waschen, rasieren, sich mit chemischen Mitteln bearbeiten, Blut abnehmen und fotografieren.

In den Baracken schliefen alle auf dem nackten Boden auf ihren Habseligkeiten, die sie hatten bei sich tragen können. Dann wurden sie für die Registrierung auf die Plattform hinausgetrieben und von irgendwelchen Deutschen je nach Größe der Familie für die Arbeit ausgesucht.

Unsere Familie wollte lange niemand nehmen, vielleicht deshalb, weil die Kinder noch sehr klein waren. Schließlich wurden alle übriggebliebenen Leute und auch wir irgendwohin gefahren. So kamen wir in Köln an. In dieser Stadt erkrankte unser jüngstes Schwesterchen (Geburtsjahrgang 1942) schwer. Sie hieß Galina. Im Lager war für unsere Familie und die anderen kein Platz, und so wurden wir vorübergehend in ein kleines Haus aus Brettern geschickt. In dem Häuschen starb unser Schwesterchen bald. Das ist im Archiv der Stadt Köln dokumentiert: am 14. April 1944 um 10.00 Uhr in Köln-Ehrenfeld, Vitalisstr. 274. Hier in diesem Häuschen wurde ich am 9. August um 22.00 Uhr geboren, das heißt, meine Mutter war schon zur Zeit der „Vertreibung“ nach Deutschland schwanger. In den Dokumenten im Arbeitslager in Köln-Bickendorf, Vitalisstr. 274 ist die Geburt eingetragen. Das Kind wurde Galina genannt anstelle der gestorbenen Tochter. Es wurde ein Schreiben angefertigt auf Anordnung des Lagerchefs Theodor String, wohnhaft in Köln-Bickendorf, Vitalisstr. 55.

Das Lager befand sich in der Nähe einer Fabrik, man sprach von einer Lackiererei. In der Nähe befand sich eine Eisenbahnbrücke und darunter führte eine Chaussee entlang.

Köln wurde tags und nachts stark bombardiert. Eines Morgens ertönte Fliegeralarm. Mit Mühe und Not schafften es alle, in die Grube zu springen, die

uns als Bombenzufluchtsort diente. Danach brachten sie uns in eine nicht zerstörte Bretterbaracke, wo es kalt war; denn es ging dem Herbst entgegen. Von der Stadt Köln sah niemand etwas, da es verboten war, nach außerhalb des Drahtzaunes zu gehen. Aber viele deutsche Leute warfen Kleidung oder Lebensmittel durch das Tor. Manchmal gelang es Kindern, unter dem Drahtzaun hindurch zu kriechen, in die Stadt zu gehen und um Essen zu betteln. Häufig gab man den Kindern Lebensmittelkarten oder auch Geld. Die Kinder erinnerten sich daran, dass man die Milch aus Heringen ohne Lebensmittelkarten kaufen konnte. Jemand gab meiner Mutter sogar für mich Kleine einen Kinderwagen. Meine älteste Schwester, die sich an alles erinnert, kannte ein Mädchen in ihrem Alter, deren Familie in einem Haus neben dem Lager wohnte. Manchmal nahm dieses Mädchen meine Schwester mit zu sich nach Hause und briet Kartoffeln, die sie gemeinsam aßen. Ihr Vater brachte uns Milch und schenkte häufig für mich Kleine Milch ein.

An seinen Namen erinnern wir uns leider nicht, aber wir erinnern uns oft und mit großem Dank an ihn.

Im November 1944 oder auch Anfang Dezember wurden wir von Köln irgendwohin gefahren. Aus welchem Grund das beschlossen wurde, wissen wir nicht, vielleicht weil der Winter kam und die Baracken nicht fertig gebaut waren. Außerdem war ringsherum alles zerbombt.

So kamen wir also nach Lüneburg. Im Lüneburger Lager ging es uns schlechter. Das Lager war bei einem Fabrikgebäude auf Zementgrund errichtet worden. Es gab Doppelpritschen mit Stroh und nirgends wurde geheizt. Das Lager war vor allem für Familien mit Kindern. Als die Männer forderten, dass geheizt würde, kamen Polizisten und transportierten drei Männer ab. Niemand hat sie jemals wieder gesehen. Allen übrigen wurde erklärt, dass sie am nächsten Tag zur Arbeit geschickt würden und dabei würde ihnen schon warm werden. Pro Tag bekam man eine Portion dünne Suppe aus Steckrüben und ein Stück Brot, wir wissen nicht, wie viel Gramm, jedenfalls sehr wenig.

Den Erwachsenen wurde bei jeder Art des Protestes mit Gefängnis gedroht, aus dem niemand zurückkehrte.

Wie in Köln gelang es älteren Kindern unter der Absperrung hindurch zur Stadt zu gelangen, von wo sie manchmal Kleidung oder Nahrung mitbrachten. Im Lager war die Versorgung mit Kleidung und Medikamenten nicht gewährleistet. Man überlebte irgendwie. Die Kinder, die nicht arbeiteten, verbrachten ihre ganze freie Zeit mit der Suche nach Essbarem. Die Erwachsenen erhielten für ihre Arbeit kein Geld, es war verboten, Briefe zu schreiben und natürlich bekam niemand Urlaub.

Die Eltern arbeiteten vom 9. Dezember 1944 bis April 1945 bei der Firma Max Walter, Betonbau Lüneburg, einer Zuarbeiterfirma für eine Hausbaufirma in Ost-Hannover: Lüneburg, Vor dem Bardowicker Tore.

Arbeitgeber: Hilfsbauarbeiten, Ost-Hannover, Lager Lüneburg, Fabrik für Isoliermaterialien.

Auf der Karteikarte sind zusammen mit meiner Mutter alle Kinder eingetragen, darunter auch ich, die ich drei bis vier Monate alt war, als wir in Lüneburg eintrafen.

Schließlich befreiten uns am 18. April 1945 englische Soldaten. Dann übergaben sie uns sowjetischen Soldaten. Darauf folgte die Überfahrt über die Elbe in die russische Zone und erst irgendwann im September 1945 kamen wir in unserem Heimatland in der Stadt Polozk an.

Die ganze Last und Mühsal stellten unsere Eltern auf eine harte Probe. Sie sind nicht mehr am Leben, auch die Brüder nicht mehr. Die Folgen des Zwangsaufenthaltes können sich für uns Kinder in der Gesundheit widerspiegeln. Im Verlauf der Jahre wird alles mehr und mehr offenbar.

Was bedeutet jene Zeit für uns heute?

Sie ist unsere Geschichte, unsere Erinnerung, die wir mit großer Aufmerksamkeit unseren Kindern und Enkelkindern weitergeben müssen. Niemals darf man das Geschehene vergessen, damit es nicht wieder geschieht, niemals!

Petrowskaja Galina Martinowna



Polina Schankowa, geb. Davydenko:

Sehr geehrte Natalia Leonidowa,  
hiermit teile ich Ihnen mit, dass mein Gesundheitszustand es mir erlaubt an  
der Reise  
nach Lüneburg teilzunehmen. Da ich alt und sehr aufgeregt bin vor der  
bevorstehenden  
Reise, bitte ich Sie mir zu gestatten meine Tochter Nadeschda Schankowa  
mitzunehmen. Wir leben zusammen in einem Haus.  
Meine Telefonnummer ist 8 0222 23 24 64  
Hochachtungsvoll  
Polina Schankowa



Von Karen Miether (epd) =

Lüneburg (epd). Polina Schankowa zeigt mit dem Handstock hoch zum Dach der Werkshalle. Dort, wo heute in einem Lüneburger Industriegebiet Erfrischungsgetränke hergestellt werden, erkennt die 84-Jährige die alte Dachkonstruktion noch wieder. Vor mehr als 60 Jahren musste sie als eine von rund 300 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in der Furnierfabrik "Ibus" arbeiten, die auf diesem Gelände lag.

Schankowa gehört zu den 13 Gästen aus Weißrussland, die an die Orte zurückgekehrt sind, an denen viele von ihnen ohne Lohn schufteten mussten. Ein Arbeitskreis aus Kirchen, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und weiteren Initiativen hat die ehemaligen Zwangsarbeiter und ihre Begleiter nach Lüneburg eingeladen. "Wir wollen ein Zeichen von Verständigung und Versöhnung setzen", sagt Pastor Harry Dörr.

Geschäftsführer Lüder Lüers begrüßt die Gäste in dem Unternehmen, das seit 1977 dort liegt, wo damals "Ibus" war. Er serviert gekühlte Getränke und führt über das Gelände. "Sie hat das Verlangen gehabt, das hier noch einmal zu sehen und ihrer Tochter zu zeigen", übersetzt ein Dolmetscher Polina Schankowas Worte: "Hier war ihre Jugend." Vieles hat sich geändert. Doch wo die Baracke stand, in der sie hausen musste, weiß die 84-Jährige noch genau.

Bei der Firma Ibus sollen in vier Holzbaracken 250 sogenannte Ostarbeiterinnen gewohnt haben, schreibt Nils Köhler in einem Buch über Zwangsarbeit in der Lüneburger Heide. Laut Köhler haben Anfang 1945 mehr als 2.200 Zwangsarbeiter in der Stadt Lüneburg gelebt. Mehr als 5.300 ausländische Zivilarbeiter waren zwischen 1939 und 1945 im angrenzenden Landkreis gemeldet.

Allein aus Weißrussland wurden rund 400.000 Menschen zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert, sagt Pressesekretär Gennadi Kossjenkow von der Stiftung "Verständigung und Aussöhnung". Die Stiftung organisiert in Weißrussland die Entschädigung und soziale Projekte für die Opfer. "Oft wurden ganze Familien verschleppt", erläutert Kossjenkow, der die Lüneburger Gruppe begleitet.

Galina Petrowskaja war nur wenige Monate alt, als ihre Familie in ein Lager auf dem Gelände einer Betonfabrik kam. "Ich möchte noch einmal sehen, wo meine Eltern und Geschwister gelitten haben", begründet sie, warum sie nach Lüneburg zurückgekehrt ist. Sie hat kaum Erinnerungen, doch ihre älteren Schwestern hätten sie gebeten, zu berichten. Selbst sind sie zu krank für die Reise.

Petrowskaja erzählt von ihrer Mutter, die durch die schwere Arbeit in der

Betonfabrik Asthma bekam. Sie berichtet von ihren Geschwistern, die  
schuften mussten: "Ob ein Mann arbeitet, eine Frau oder ein Kind, die haben  
keinen Unterschied gemacht." Sie selbst wurde mit zerkaumtem Brot und  
Kartoffeln gefüttert, wenn die Mutter arbeitete. Festtag war, wenn ihre  
Schwester von einem Bauernhof Milch schmuggelte. (epd  
Niedersachsen-Bremen/b1890/13.07.06)

© 1989-2006 epd-Evangelischer Pressedienst. Nutzung nur im Rahmen der  
schriftlichen Vereinbarungen

Mitte Januar 1943 wurden wir aus der Stadt Gomel mit deutschen Truppen, die zurückführen, in Güterwagen nach Lehrte gebracht, in das große Auffanglager. In dem Lager wurden wir gründlich überprüft und begutachtet, weshalb ein paar Tage Ruhe eintraten. Dreimal pro Tag gab es etwas zu essen. An einem der Tage stellten sie uns neben den Baracken in Reihen auf – sie rissen die Familien nicht auseinander. Dann erschienen Firmenvertreter und Landwirte. Es begann die Auswahl. Die ausgewählte Familie wurde an die Seite geführt und aufgefordert zu warten. Als die nötige Anzahl von Personen ausgewählt war, brachten sie uns in einen Güterwagen, hängten den Wagon an einen Zug und fuhren die ganze Nacht.

So kamen wir in der Stadt Lüneburg an.

Am Bahnhof wurden wir aus dem Wagon ausgeladen – ich erinnere mich nicht daran, wie viele wir waren, aber es waren 50 – 60 Leute, sowohl Erwachsene als auch Kinder. Unsere Habseligkeiten wurden auf Handwagen geladen und zu Fuß machten wir uns auf den Weg zum Arbeitsplatz. Wohin wir wirklich gingen, wusste niemand.

Es war dunkel, feuchter Wind wehte um die düsteren Backsteinmauern. Wir gingen lange, bogen vom Weg ab in den Wald und setzten unseren Weg fort. Und dann – im Hintergrund fiel helles Licht auf verdunkelte Gebäude – irgendwo fielen Bomben! Dann erkannten wir, dass es sich um ein landwirtschaftliches Anwesen handelte. Es war ein Hof, der sich „**Zum grünen Jäger**“ nannte und gehörte dem Bauern **Karl Uder**.

In guten Zeiten war das ein Ort der Erholung für die Einwohner Lüneburgs gewesen, wo man sich in einer Waldlichtung inmitten von Buchen niederlassen konnte, um ein Bier zu trinken und einen Imbiss zu sich zu nehmen, wo man auch kräftig tanzen konnte; denn in dem Anwesen gab es auch ein Restaurant und einen Tanzsaal.

In diesem Tanzsaal war unser Arbeitslager eingerichtet. Das war schon Ende Januar 1943.

In dem Saal standen hölzerne Etagenbetten, in der Mitte ein großer Tisch und ein Ofen, welcher mit Steinkohlebriketts beheizt wurde. Vor den Fenstern hingen undurchsichtige Gardinen.

Wir hatten einen Tag Zeit, um unseren Platz herzurichten.

Am Morgen rief eine Männerstimme: „Au(f)stehn!“ Alle standen sofort auf, nahmen eine Tasse schwarzen Kaffee in Empfang und eine Scheibe Brot, kaum dicker als einen Zentimeter. Alle aßen schnell auf und verließen den Saal.

Man stellte uns auf und führte uns durch den Wald, dann auf einer Straße in irgendeinem Dorf gingen wir über eine **Brücke**, bogen ab zum Fluss und gingen entlang des Ufers an einer **Knäckebackfabrik** vorbei und weiter am Ufer der Ilmenau entlang, vorbei an der **holzverarbeitenden Fabrik Ibus**.

Dahinter gingen wir zu einem hölzernen Gebäude. Das war die Produktionsstätte der Firma „**Betonbau Büttner und Walther**“.

In diesem Betrieb stellten wir Betonplatten verschiedener Formate für den Bau kleiner Einfamilienhäuser her für Flüchtlinge aus zerstörten Städten wie Hannover und anderen.

Absolut alle technologischen Prozesse wurden ausgeführt: Schlacke von früher wurde mit der Eisenbahn zu einer Plattform gebracht, zum Ort der Betonherstellung, dann das Füllen der Formen mit Beton, das Feststampfen, nach dem Trocknen das Zerlegen der Formen und der Transport der Erzeugnisse auf einen freien Platz zum Ausreifen und Aufstapeln. Die Formen aus Holz, beschlagen mit Eisenblech, mussten nach dem Entfernen der Erzeugnisse häufig repariert werden.

Es wurden Armaturen aus Armaturenstahl hergestellt und Drähte unterschiedlichen Durchmessers.

Die voluminösen Armaturen wurden mit Draht befestigt, durch Schweißen zusammen gehalten. Der Draht zerbrach häufig beim Transport. Bei solchen Vorfällen wurden wir bestraft und man drohte uns mit Schlägen.

Der Arbeitstag dauerte von 7.00 – 17.00 Uhr mit einer Mittagspause.

In der Fabrik gab es eine Küche, wo für unsere Gruppe gekocht wurde. Das Essen bestand aus Möhrensuppe und Steckrübensuppe. Diese beiden folgten ständig aufeinander während der ganzen Zeit. Den Geruch erkannten wir von weitem. Dieser Geruch hat uns lange verfolgt.

Brot bekamen wir morgens zum Kaffee(-ersatz) oder: zum Tee aus verschiedenen Kräutern bekamen wir kleine Stücke Kiefernrinde. Unser Lagerführer lobte sie, probierte sie selbst aber nicht.

Während der ersten Woche bei Uder war es uns nicht erlaubt, uns von unserem Aufenthaltsort zu entfernen. Es wurde mit Strafe gedroht. Aber im Laufe der Zeit erlaubten sie uns, auch etwas weiter weg zu gehen.

In der Nähe lag ein Dorf. Dort versuchten wir, in der Freizeit irgendwo zu arbeiten, um ein Stück Brot zu verdienen. In diesem Dorf gab es keine arbeitsfähigen Männer. Der Krieg hatte sie alle weggeholt, übrig geblieben waren alte Frauen und Kinder. Als die Dorfbewohner das erkannten, begannen sie uns zu bitten, Holz zu hacken und zu spalten. Manchmal kamen wir sogar abends nach der Arbeit und halfen. Die Hausfrau gab uns genügend – was so abfiel – etwas zu essen, sogar Zigaretten, ein Stück Speck. Ich reparierte oft Handwagen und Fahrräder. Manchmal schenkten sie uns sowohl Schuhe als auch Kleidung (für die Arbeit bekamen wir keinerlei spezielle Kleidung). Ich ging häufig im Gasthof von Karl Uder arbeiten. Bei ihm waren zu der Zeit zwei Franzosen (ehemalige Kriegsgefangene) und ein Deutscher: Ferdinand – ein guter Mensch. Karl Uder verhandelte mit der Firma und ich konnte mit ihrer Verfügung für ungefähr zwei Wochen gehen.

Für den Winter wurde im Wald Holz zubereitet – wir fällten Kiefern, bearbeiteten sie, fuhren die Stämme auf den Hof, schälten sie ringsherum ab, zerhackten sie und stapelten sie im Schuppen.

Nach dem Einbringen der Weizenernte wurde mit der Dreschmaschine gedroschen und der Weizen wurde zur Lagerung nach Lüneburg gefahren.

Am 18. Juni 1944, als alle von der Arbeit zurückgekehrt waren, kam der Meister und erklärte, dass wir alle in der folgenden Woche in ein anderes Lager in Lüneburg umziehen sollten. Das sollte am 22. Juni sein. Nun also von Neuem an einen anderen Platz!

In der ersten Nacht herrschte Unruhe durch in der Nähe fliegende Flugzeuge – sie bombardierten irgendwo nicht weit entfernt. Die Mauern des Lagergeländes bebten.

Innerhalb weniger Tage erfuhr ich, wo ich mich befand: im **Gesellschaftslager Jugendherberge, Benedikt 11**. Das Gebäude war umgeben mit einer hohen Backsteinmauer, hatte einen großen Hof und drei Etagen. In der ersten Etage wohnten Polen, in der zweiten Franzosen und in der dritten Russen und andere Leute aus der Sowjetunion. Hinter dem rückwärtigen Zaun befand sich ein Berg aus Kreide – ganz weiß! Die Zimmer waren mit schweren Türen versehen und die Fenster lagen dicht unter der Decke.

Dadurch änderte sich das Leben für uns in trauriger Hinsicht: wir verloren die Verbindung zur Natur. Nach der Arbeit beeilten wir uns nicht, ins Lager zu kommen, sondern setzten alles daran, uns am Fluss oder im Wald hinzusetzen.

Die Ernährung verbesserte sich. Wir wurden befreit von Möhren und Steckrüben und bekamen Suppe mit Nudeln und Kartoffeln, 350g Brot, 15g Margarine, zweimal pro Woche ein wenig Marmelade. Einmal im Monat gab es ein Päckchen Tabak, aber er bestand nur aus Stielen.

Nach dem Umzug in dieses Lager wurde ich in das **Büro einer Zeichenfirma** geschickt. Etwa nach zwei Wochen war ich schon in der Rolle eines Boten – ich brachte verschiedene Dokumente in andere Büros in Lüneburg.

Nach der Arbeit, wenn schönes Wetter war, trafen wir uns und gingen auf den Berg. Dort konnte man für 50 Pfennig 5 Minuten lang durch ein Fernrohr auf Lüneburg sehen und auf einer Bank sitzen um auszuruhen.

Dann neigte sich der Sommer auch schon dem Ende entgegen. Häufig regnete es, aus dem Regen entwickelte sich Nebel. Wir brauchten Kleidung und fanden in dieser Lage eine Stelle, bei der wir uns gut einkleiden konnten. In der Stadt gab es ein Haus, wo die Bevölkerung alte Kleidung abgab. Diese Kleidung wurde dort gewaschen, getrocknet und erhielt wieder ein normales Aussehen. Dorthin gingen wir, zogen uns an und konnten sogar Mäntel und Schirme finden.

Im Sommer hatte unsere Firma ein Boot angeschafft. Jetzt konnte man damit das andere Ufer erreichen und durch die Wiesen und den Wald zu dem Dorf gehen, wo wir uns früher etwas dazuverdient hatten.

Ich ging, um von Neuem in der Fabrik zu arbeiten und der Meister erlaubte mir, im Wärterhäuschen zu wohnen. Zum Mittagessen ging ich in das städtische Lager. In jenem Häuschen wohnten noch einige Männer. Abends tauschten wir unsere Erfahrungen aus oder lasen die Zeitung «Надocyte».

Kälte und Feuchtigkeit breiteten sich in unserem kleinen Zimmer aus, an den Wänden tauchte Feuchtigkeit auf, eine Heizung gab es nicht. Wir wandten uns an den Meister. Er hörte uns an und sagte, dass ein Ofen aufgestellt werden

müsste. Kaum war der Chef Max Walther in die Fabrik gekommen, sprachen wir ihn an und er befahl dem Meister, einen Ofen vorzubereiten und aufzustellen, ihn mit alten Türen zu versehen, vor die Zimmertür eine alte Decke zu hängen und dann den Ofen zu heizen.

Meister Rauf lebte anfangs alleine. Aber im Jahr 1944 kamen seine Frau und sein Sohn aus Polen. Der Sohn Gennadij und seine Mutter sprachen nicht Deutsch. Der Sohn Gennadij verstand die russische Sprache nicht schlecht und ich verbrachte mit ihm häufig die Abende, manchmal bis in die späte Nacht. Er war zweimal an der Front gewesen und im Feuer der „Katjusche“ verwundet worden, weshalb man ihn nach Deutschland zurückbrachte.

Das Jahr 1944 verging. Ich setzte mein Leben und meine Arbeit in der Fabrik fort. Ich arbeitete mit dem Meister, stellte notwendige Details für die Formen her, für den Hausbau stellte ich Schlösser für Türen und Fenster her, reparierte die Formen, Fahrräder und anderes mehr.

So ging auch Weihnachten vorbei und der Dezember 1944 ging zu Ende. Es kursierten Gerüchte über die Zerschlagung der zweiten Front in der Normandie. Sie kürzten uns den Tagessatz Brot auf 50g. Um Heizmaterial stand es schlecht. Briketts aus Steinkohlebrocken waren zum Heizen verbraucht worden, es war nichts übrig. Aber nebenan befand sich Ibus und dort fanden wir Produktionsabfälle, größere und kleinere Reste von Buchen. Sie brannten im Ofen mit blauen Flammen wie Steinkohle.

Das neue Jahr 1945 brach an. Ende Februar war es schon klar, dass es in Westeuropa unruhig geworden war. In der vorübergehenden Isolation in der Fabrik brachten uns Spitzel für Mark englische Zigaretten. In der Fabrik wurde nicht gearbeitet, bei Ibus sah man keinen Dampf über dem Bassin, wo sie das Buchenholz eingeweicht hatten. Die Leitung unserer Firma befreundete sich mit uns. Sie fühlten wohl, dass alle das Ende herbei wünschten. Man holte unsere Platten nicht mehr vom Platz ab, es wurde keine Schlacke mehr angefahren.

Die mutigsten Flieger der Engländer erschienen am Himmel, von weitem hörte man Kanonendonner. Anfang 1945 flogen Geschosse aus Panzern auf die Wiesen am Fluss. Gleichzeitig überquerten eine Menge Pferde die Erdwälle – viele von ihnen wurden getötet. Uns allen – Erwachsenen und Kindern – befahl man, uns in einem Backsteinschuppen in der Nachbarschaft der Fabrik zu versammeln, mit unseren Habseligkeiten.

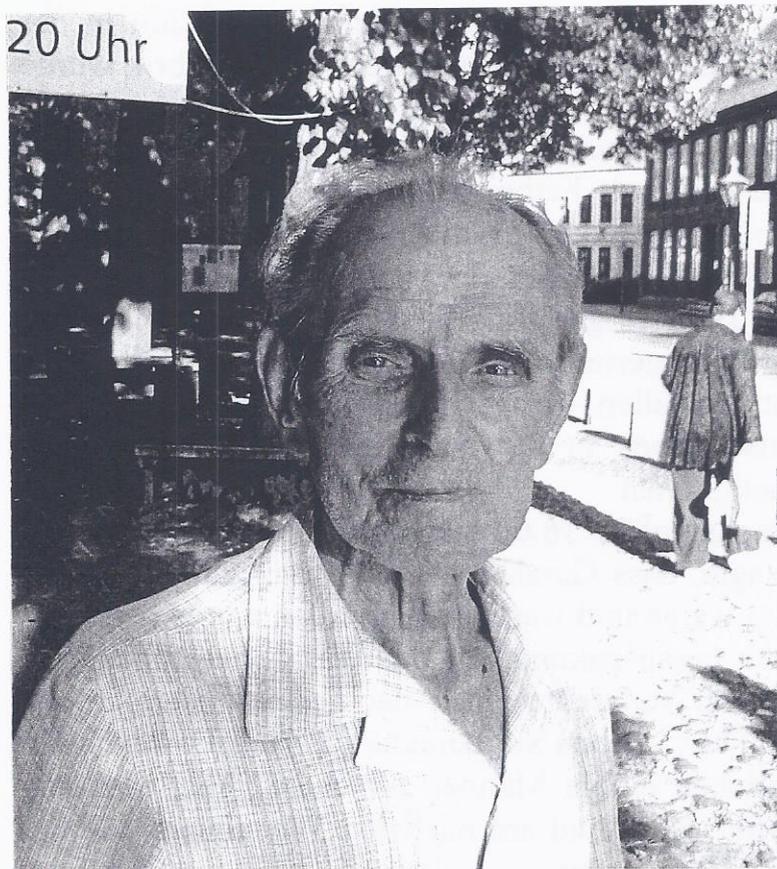
Dort sollten wir warten. Es war ungefähr 16.00 Uhr. Dann kam irgendjemand aus einer Eingangsbude und sagte, dass Gendarmen auf Motorrädern und mit Maschinengewehren gekommen wären und warteten. Uns allen wurde befohlen, ohne Sachen aus dem Schuppen herauszukommen. Das war der entscheidende Moment: Alle aus dem Schuppen verstreuten sich nach allen Seiten in den Büschen am Ufer des Flusses. Dort blieben sie beinahe bis zum Einbruch der Dämmerung sitzen. Dann schlichen einige Männer zur Bude. Aber dort war niemand mehr. Die Nacht verlief ruhig und am nächsten Tag gingen alle aus dem Schuppen und in das benachbarte Lager.

Um 16.00 Uhr am 18. April 1945 befreite uns die Truppe der zweiten Front. Eine Panzerkolonne fuhr durch die Stadt. Einer von ihnen kam von der Front. Die Kolonnen mit ihren Kettenfahrzeugen erschütterten die Erde mit ihrem Dröhnen, so dass alle Mauern der Bauwerke im Umkreis erbeben. Die Panzerkolonne begab sich an den Ortsrand von Lüneburg. Dort wurden am nächsten Tag auf den Wiesen Bäder, Krankenhäuser und Kantinen eingerichtet. An vielen Häusern wehten weiße Fahnen aus den Fenstern. Die Einwohner versteckten sich in ihren Häusern. Es war sehr unruhig. In den ersten paar Tagen wurden die Geschäfte ausgeplündert. Aber dann sorgte die englische Wehrmacht für Ruhe. Familienangehörige und Alleinstehende verteidigten die Stadt Lüneburg, weshalb wir aus der Stadt geschickt wurden in ein **20km entferntes Dorf**, wo wir ungefähr einen Monat lebten.

Anfang Juni brachten uns Engländer aus dem Dorf, fuhren uns per Zug durch deutsches Gebiet zum **Lager Nr.218**, von dort weiter über die Elbe, wo sie uns sowjetischen Soldaten übergaben. Am 30. August 1945 kamen wir zu Hause in Gomel an.

Ich erinnere mich an einige Leute aus unserem Lager, das sind.....

Ich würde gerne nach Deutschland fahren. Aber ich bin schon alt, 81 Jahre. Ich kann selbst gehen, aber ich hinke.



Hamburger Abendblatt  
Harburger Beilage „Rundschau“  
Vom 14. Juli 2006

Nazizeit – Ein Besuch nach mehr als 60 Jahren

Erinnerungen an Adendorf

Wladimir Schemetillo war einer der weißrussischen Zwangsarbeiter, die auf dem Saal „Grüner Jäger“ schliefen.

Von Carolin George  
Leicht gekürzte Fassung

Der blaue VW-Bus hält, Maren Hansen öffnet die Schiebetür und lässt ihren Gast aussteigen. Er ist 82 Jahre alt und steht heute zum ersten Mal nach mehr als 60 Jahren wieder an dem Ort, wo er als junger Mann gewohnt hat, als er von den Nazis zum Arbeiten gezwungen wurde. Wladimir Schemetillo kommt zurück nach Lüneburg, auf den Hof des Gasthauses „Grüner Jäger“.

Sein Blick klart auf, kaum dass er den ersten vorsichtigen Schritt auf den Hof getan hat. Karl-Albert Uder (76) begrüßt den 82jährigen. Er ist der Sohn des damaligen Wirts. Lachfalten bilden einen Stern um die Augen des alten Weißrussen. „Walter? Albert?“, fragt er. „Albert“, antwortet Uder; er war 14 Jahre alt, als die Zwangsarbeiter in der Tanzsaal seines Vaters schliefen.

Sie gehen ein Stück. Schemetillo hinkt, summt vor sich hin. Er hat es eilig. „Dort, durch den Wald, mussten wir zur Arbeit gehen“, lässt er die Dolmetscherin Natalia Skitova übersetzen. Er fischt einen Fotoapparat aus der kleinen grünen Plastiktüte am Handgelenk, lässt ein Bild von sich und Karl-Albert machen. Sie schütteln die Hände wie zwei beim Staatsbesuch, nur herzlicher. Schemetillo lacht, zeigt seine wenigen Zähne.

Zwischen Januar 1943 und April 1945 hatte der damals 20jährige Tagebücher geführt. Davon habe er zwar viele Seiten rausgerissen, aus Angst vor Zensur in seinem Heimatland, sagt Gudrun Siegloff von der gastgebenden Lüneburger Gruppe. „Aber die Erinnerung ist bei ihm am stärksten von allen.“

Durchs Lüneburger Holz in die Goseburg mussten Schemetillo und die anderen gehen „jeden Tag“, sagt er auf Deutsch. Dort hat er in einer Fabrik neben dem ehemaligen Ibus-Werk Betonplatten hergestellt. Aber ihm wischt schon wieder eine andere Erinnerung durch die Gedanken: Seine gefleckten Hände zeigen auf eine mächtige Eiche. „Die andere haben wir gefällt und zerhackt, dabei habe ich mir das Bein verletzt“, sagt die Übersetzerin für ihn, während er seine Hose hoch schiebt und die alte Narbe am Knie zeigt.

Zurück in Weißrussland will Schemetillo wieder Tagebücher schreiben – von seinem Besuch in Lüneburg.

## Владимир Шеметилло назад в Адендорфе

Голубой VW – Автобус останавливается, Марень Ханзень открывает дверь и её гость выходит из машины.

Ему 82 лет и после 60и лет он первый раз стоит на месте, где он жил молодым человеком, когда ему было должно работать во время войны.

Владимир Шеметилло вернётся до Адендорфа около Лунебурга, до двора гостиницы, которая называется «Зелёный Охотник», по немецкий «Грунер Егер» (Grüner Jäger).

Владимир один из бывших каторжных работников из Белороссий, которые теперь у гостей в Лунебурге. Когда он вступает двор гостиницы, он узнает, как там было раньше.

Карл-Альберт Удер (Karl-Albert Uder) тоже приезжал. Ему 76 лет и он сын хозяина, который был руководитель в Зелёным Егере во время войны.

Владимир и Карл-Альберт очень рады, что им ест возможность встретиться и разговаривать. Они вспоминают, что там работали тоже два французы. Они обе также знали молодой немецкий человек, который работал работником.

Посмотря всё территории, Владимир нам посмотрит высокий дуб. Он знает: «Раньше были два. Мы рубили один и я ранил ногу.» Он показывает старый рубец.

Когда он работал в Лунебурге, он писал дневник и в Адендорфе он решил позже дома ещё раз пишеть всё, что он видел сегодня в Лунебурге.